

Am 18. September 2006 verlässt die einundzwanzigjährige Tschechin Adina mit einer Gürteltasche gesparter Euro, einem 50-Liter-Rucksack und jeder Menge Hoffnung auf Zukunft den Busbahnhof von Liberec. Ihr Bus fährt „in die richtige Richtung“, nach Deutschland, wo mit Angela Merkel zum ersten Mal eine Frau an der Spitze der Regierung steht. Gleichsam aus dem Off schaltet Antje Rávik Strubel einige Sätze aus der Regierungserklärung in die Szene, die Merkel bereits im November 2005 abgegeben hat: „Lassen Sie uns verzichten auf die eingeübten Rituale, auf die reflexhaften Aufschreie, wenn wir etwas verändern wollen. Niemand kann uns daran hindern, neue Wege zu gehen.“ Adina, der man bereits vor zwanzig Jahren in Rávik Strubels Episodenroman „Unter Schnee“ als „letztem Teenager von Harachov“, dem kleinen Skiort dreißig Kilometer südöstlich von Bautzen, begegnen konnte, kennt diese Rede nicht. Sie kennt nur Merkels Stimme aus dem Radio. Doch sie, die in Berlin einen Sprachkurs belegt, später studieren will und all das Neue mit der Unerschrockenheit einer Naturforscherin in den Blick nimmt, mutig wie bei ihren halbschneerischen Tiefschneeabfahrten mit blinkender Stirnlampe daheim im Riesengebirge, würde jeden Satz leidenschaftlich bejahen: eine starke Frau am Anfang des neuen Jahrtausends.

Keine zwei Jahre später wird sich Adina, schwer traumatisiert, in einem Plattenbau in Helsinki einigeln, nach der bru-



Antje Rávik Strubel: „Blaue Frau“. Roman. Verlag S. Fischer, Frankfurt am Main 2021. 430 S., geb., 24,- €.

taligen Vergewaltigung durch einen hochrangigen deutschen Kulturmanager und einer atemlosen Flucht, bei der sie drei Grenzen, drei Sprachen hinter sich gelassen hat. „Sie ist in einem Land, das sie nicht kennt, in einem Land im Norden, wo die Bäume andere sind und die Menschen eine andere Sprache sprechen, wo das Wasser anders schmeckt und der Horizont keine Farbe hat.“

An ihrem der 2017 verstorbenen Freundin und Mentorin Silvia Bovenschen gewidmeten Roman, der das Psychogramm einer um die eigene Identität ringenden Frau und zugleich ein breit angelegtes europäisches Gesellschaftspanorama zu MeToo-Zeiten ist, hat Antje Rávik Strubel, wie sie im Nachwort festhält, mehr als acht Jahre gearbeitet. Es ist ihr wohl kühnster erzählerischer Wurf, seit sie 2001 in Klagenfurt für einen Auszug aus ihrem Debüt „Offene Blende“ den Ernst-Willner-Preis erhalten hat.

Adinas Geschichte wird, in jeweils geänderter Tonalität, über vier Romanenteile entwickelt, an unterschiedlichen Hauptschauplätzen zwischen Helsinki, Berlin und der östlichen Uckermark sowie mit wechselndem Personal im Vordergrund. Erzählt wird nicht linear, sondern in einem raffinierten Wechsel von Vorausdeutungen und assoziativen Erinnerungssplittern. In der finnischen Hauptstadt, wo der Roman einsetzt, muss der Leser die Protagonistin zunächst ganz nach unten begleiten. Wie in Nebel stochernd, müht sich eine zutiefst verletzte Frau, „die Handgelenke lose, wie aus der Verankerung gerissen“, um Zugriff auf ihr in Scherben liegendes Lebens. Was bleibt, neben Alpträumen, Rachephanta-



Naht Rettung in Helsinki? Dorthin jedenfalls flieht die Protagonistin des Romans, schwer traumatisiert.

Foto Picture Alliance

Der Fall ins Bodenlose

Macht löst Ohnmacht aus: Antje Rávik Strubels neuer Roman „Blaue Frau“ erzählt von sexualisierter Gewalt.

sien und Viru Valge, dem eiskalten finnischen Seelenröster?

Da sind Short Cuts der eher tristen Nachwende-Kindheit eines Mädchens am Fuß des Krkonoše, das zur Samenen Revolution gerade fünf ist. Nach dem Tod des Partisanen-Großvaters wächst Adina unter Frauen auf und wird nur vom digitalen Lagerfeuer eines Chatrooms gewärmt, in dem sie sich „der letzte Mohikaner“ nennt. Wenn sie den Krieger aus Coopers

Klassiker in sich spürt, fühlt sie sich frei und ohne Angst, jenseits jeder geschlechtlichen Determination. Und schließlich ist da noch der estnische EU-Diplomat Leonides Siilmann, der sich in der Hotelbar, in der Adina schwarzarbeitet, in sie verliebt. Die Begegnung mit dem feingeistigen Professor, der statt Virginia Woolf eher Zygmut Baumann oder Umberto Eco liest und die „Dunkelstellen“ des Stalinismus freilegen möchte, ist für Adina

ein Durchatmen, ein Luftholen – mehr nicht. Denn für die existenzielle Not seiner Geliebten hat Leonides kein Gespür: „Bei seinem Einfühlungsvermögen, das für ganz Europa reicht, hätte ihm auffallen müssen, dass etwas nicht stimmte mit ihrer Haut, mit ihrem Zurückzucken im Bett, etwas, das in Ordnung gebracht werden musste.“

Schritt für Schritt steigt der Leser mit Adina zurück ins Herz des Schreckens:

Als ihr die lesbische Fotografin Rickie, für die sie in Berlin nach den Deutschkursen Modell steht und die in ihren Bildern „den letzten Mohikaner zum Vorschein“ gebracht hat, einen Praktikumsplatz auf einem Gut in der Uckermark vermittelt, ist die Katastrophe nicht mehr aufzuhalten. Das Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem hemdsärmeligen Selbmademan Razlav Stein, einem Ex-NVA-Offizier, der in der uckermärkischen Pampa ein Kulturzentrum als Ost-West-Drehscheibe ausbauen will, und dem westdeutschen „Multiplikator“ Johann Manfred Bengel, einem „uralten Mann in Turnschuhen“, der dafür die nötigen Fördertöpfe anzapfen und Kontakte herstellen soll, gerät für Adina zur Falle. Als sie, anderthalb Jahre später, auf einem Kulturempfang in Helsinki, zu dem sie Leonides begleitet, hinter sich Bengels Räuspern hört – „ein Geräusch, das vom Tod kam“ –, fällt sie ins Bodenlose.

Mit der Aktivistin Kristiina, die sich Adinas annimmt und den vierten Teil des Buchs dominiert, rücken sexualisierte Gewalt und der Umgang mit ihr nicht mehr nur als individuelle Leidensgeschichte, sondern als strukturelles gesellschaftliches Problem in den Blick. Die akribisch aufgetragenen Fakten, unter deren Last das kunstvolle Romangebäude gegen Ende hin ächzt, sind erschreckend genug: „Sexualisierte Gewalt gilt überall als sicheres Verbrechen.“

Was aber hat es mit der titelgebenden „blauen Frau“ auf sich? Eine weitere Erzählebene dieses an Spiegelungen und literarischen Verweisen von Ilse Aichinger bis Joan Didion nicht eben armen Romans verfolgt deren Begegnungen mit einer eng an die Autorin gebundenen Ich-Erzählerin, die in Helsinki für ein Romanprojekt recherchiert. In den anfangs wie kleine Prosagedichte eingestreuten, später weiter ausgreifenden Passagen gibt die blaue Frau, als eine Art Katalysatorin des Erzählens, die poetischen Obertöne des Romans vor; sie bestimmt, wer spricht, sprechen darf: „Wenn die blaue Frau auftaucht, muss die Erzählung innehalten.“ In Rávik Strubels Roman werden immer wieder Machtverhältnisse durchdekliniert: Meist sind es die zwischen Männern und Frauen, hin und wieder, wie in Rickies Berliner Bohème-Clique oder im Fall von Bengels Schweizer Begleiterin, die die Augen vor der Vergewaltigung verschließt, jene zwischen Frauen. Aber auch die (Macht-)Strukturen zwischen Ost- und Westeuropa, Ost- und Westdeutschland werden seziert, in der Figur des tatenarmen, doch gedankenvollen Leonides oder im Fall des bitterböse überzeichneten Herr-und-Knecht-Duos aus Bengel und Stein.

Auch die der Autorin sehr ähnliche Ich-Erzählerin, die bei Erscheinen ihres vierten Romans („Tupolew 134“, 2004) genauso lang in der Bundesrepublik gelebt hat wie in der DDR, weiß um all diese Antagonismen. Als ostdeutsche Schriftstellerin zu gelten, schien ihr damals fad. „Nach entsprechender Zeit war ich selbst westdeutsch geworden, als wäre Sozialisation eine Art Smog, der einen ihm ausgesetzten Körper durchdringt. Erst im Brodeln von Paris, New York und Helsinki, in der Salzluft des Pazifiks und den eisigen Weiten Lapplands löste er sich auf.“ Finland erscheint ihr fast ideal, als „Gehirn mit zwei Gedächtnissen“. Eine Insel der Seligen ist das Land, in dem der von Kristiina spöttisch „Saunapresident“ genannte Urho Kekkonen 25 Jahre lang Politik nach Männerart machte, keineswegs. Doch vielleicht können die bisher übersehenen Geschichten hier besser geschrieben werden? NELS KAHLEFENDT

Die Liegendebliebenen holt sich der Wod

Mitteilungen aus dem Berner Jenseits: Ein dunkel rumpelnder Familienroman der Schweizerin Silvia Tschui

Tief, schon deutlich in der zweiten Hälfte von Silvia Tschuis Zweitling „Der Wod“, findet man sich unversehens in einem Berner Atelier wieder, in dem eine ungenannt bleibende Frau damit beschäftigt ist, Linien zu verflechten, hellblaue, braungrüne, rote. Natürlich handelt es sich um eine Norne, um eine Fiktion des Erzählens, die Handlungsstränge, Lebensstränge ordnet, trennt und zusammenführt – irgendwo außerhalb der Geschichte, „an einem anderen Ort und in einer anderen Zeit“. Tschuis Roman, eine vier Generationen umspannende deutsch-schweizerische Familiensaga, wird von diesem Berner Jenseits her ersprochen und erschrieben. Antrieb ist ihm das Geheimnis oder, um es präzise zu fassen: das Okkulte. Die Frau mit den rotbraunen Haaren glaubt man an dieser Stelle schon zu kennen: Recht am Anfang des Erzählstroms taucht sie auf – eine Hohepriesterin des Tempelordens, die dem gerade frisch ins Reichspropagandaministerium berufenen und in Trance gefallenen Julius bei einem Initiationsritual die bunten Bänder durch die Brust zieht, über die fortan Schicksal geschrieben wird.

Die Mesalliance von Okkultismus und Erzählen gibt zu denken, sie ist kein Zufall, sondern ein Programm, das Tschui bereits in ihrem Debüt „Jakobs Ross“ (2014) erprobt hatte. Wenn „Der Wod“ die dunklen Künste abermals fest in seine poetische Matrix verwebt, dann ist es ihm nicht um Effekthascherei zu tun, sondern um ein Versprechen: Historischer Sinn wird dir gegeben – der Preis dafür ist das Blutopfer, der „scharlachrote Schatten“, in dem sich Lust und Tod ver-

binden und der sich fortan über Julius' Nachkommenschaft legen wird.

In einem an szenisch verdichteten Episoden nicht gerade armen Text gerät solch ein Schatten leicht aus dem Blick, liebe sich „Der Wod“ doch vermeintlich auch ohne ihn lesen und verstehen. Was geschieht: Julius zeugt mit zwei Frauen



Sie verbindet Erzählen mit Okkultismus: Silvia Tschui

Foto Picture Alliance

drei Kinder. Das älteste, Lilli, trägt die Genealogie und Geographie des Romans: Ihr Schicksal führt sie von der Nordsee über das Berner Oberland nach Zürich, wo sie, in skrupelloser Wandlung, sowohl ihre Tochter als auch ihre Enkelin um die leiblichen Väter bringen wird, sexuellen Missbrauch dabei strategisch unterstellend wie duldend. Das Brüderpaar Nis und Karl hingegen arbeitet sich an der Imago des Vaters ab: Nis nimmt schon früh dessen Stelle ein, erweist sich in den letzten Kriegstagen als ein Meister der Tarnung und Akquise und macht folgerichtig Karriere beim bundesdeutschen Geheimdienst. Der Jüngste, Karl, verwaltet hingegen den Schrecken: Er ist es, dem die Geschichte vom „Wod“ und seiner wilden Jagd erzählt und damit ein wirkungsmächtiges Deutungsmuster für diesen Familienroman mitgegeben wird. Schon als Knabe, vom älteren Bruder verehrt und terrorisiert, erkennt Karl Fluch und Verwerfung seines Geschlechts, Verbrechen und Strafe, Heimsuchung und Unheilszeichen. Wer das Wütische einmal gesehen hat, der weiß um den Zusammenhang von Lust und Gewalt (der Karl einmal in der Leiche einer geschändeten Frau ansichtig wird) und sucht Schutz. Dieser Mensch wird ins Kloster gehen und später in kirchlichen Diensten sich in der Drogenhilfe engagieren. Seine Caritas gilt denjenigen, die auf dem Mittelweg liegendeblieben sind, dort, wo sie der Wod jederzeit zu sich holen kann.

In der Verschränkung dieser drei Lebenslinien durchpflügt der Roman ein gutes Jahrhundert Kulturgeschichte: Entnazifizierung und Hells Angels,

Mauer und Globuskrawalle, Heroin und Bolschoi-Ballett. Zwischen Burleske und Brutalität gelingt es Tschui dabei, eine Vielzahl komplexer Figuren immer wieder momenthaft ans Licht zu ziehen: Zuallererst sicher Lillis Tochter Sünje, die von der Familienbande systematisch zugrunde gerichtet wird und als Psychiatriefall endet, nicht minder faszinierend aber auch Lillis Schwägerin Marie-Theres, ein verschlagenes Geschöpf der Schweizer Uhrenindustrie, das nach und nach zum eigentlichen Gewissen des



Silvia Tschui: „Der Wod“. Roman. Rowohlt Hundert Augen, Hamburg 2021. 272 S., geb., 22,- €.

Romans avanciert. Dessen ungeachtet besitzt „Der Wod“ weder heimliche noch echte Helden und Heldinnen, denn die Souveränität dieses Textes liegt allein bei jenem dunklen Zentrum, das seine Figuren auftauchen, in Konstellationen treten und wieder verschwinden lässt. Das Leben der Menschen gerät zum Tarot. In Tschuis Geordnung erscheinen manche Figuren, Symbole und Farben (etwa das Gold, das nur so durch die Zeiten fließt) öfter und manche nur einmal, mal an dieser oder an jener Position, manche als Boten der Zukunft oder als Zeugen der Vergangenheit, verbunden allesamt im steten Wechsel der freien indirekten Rede.

Erst die Liebe, dann der Sport

Ein Buch über Kurt Landauer, ehemaliger Präsident des FC Bayern

Wer war Kurt Landauer? Das ist eine Frage, die vor allem für den FC Bayern relevant ist. Umso erstaunlicher, dass ihr der Münchner Fußballklub bei der Aufarbeitung der eigenen Geschichte lange wenig Platz eingeräumt hat. Dem Spiegel sagte der ehemalige Bayern-Präsident Willi Otto Hoffmann über die Zeit nach Landauers Tod im Jahr 1961: „Wir mussten damals kämpfen ums nackte Überleben, wir waren alle so eingespannt – etwa in der neuen Bundesliga –, dass für die Pflege der Tradition kein Raum mehr war.“

So wurde eine der prägendsten Figuren der Vereinsgeschichte beinahe vergessen. Den erinnerungskulturellen Stein ins Rollen brachten jedenfalls die Fans der Münchner. Sie zeigten Landauers Konterfei 2009 bei einem Spiel in einer Choreographie. Der Klub ernannte ihn 2013 posthum zum Ehrenpräsidenten. 2015 wurde der Platz vor der Allianz Arena nach ihm benannt. Denn Landauer, sagen nicht wenige, ist mitverantwortlich dafür, dass der FC Bayern der Klub ist, der er heute ist.

Viermal war er Präsident. 1932 gewannen die Münchner unter ihm erstmals die Deutsche Meisterschaft. Doch 1933 sah er sich als Jude gezwungen, sein Amt aufzugeben. Er flüchtete ins Exil und kehrte nach dem Krieg als einer von 57 der vielen geflohenen Münchner Juden in seine Heimatstadt zurück.

Dass inzwischen mehr über Landauers Privatleben bekannt ist, verdankt sich Jutta Fleckenstein, Historikerin und stellvertretende Direktorin am Jüdischen Museum München, und der Publizistin Rachel Salamander. Mit ihrem Buch erinnern sie an ein wichtiges Stück Zeitgeschichte. Es enthält unter anderem einen Lebensbericht von Landauer, den er aus dem Genfer Exil an seine Geliebte Maria Baumann schrieb, und die Korrespondenz des Paares, das aufgrund der Herrschaft der Nationalsozialisten acht Jahre lang voneinander getrennt lebte.

Eine Nichte von Baumann übergab die Dokumente 2017 an das Jüdische Museum in München. Dort hatten sich die beiden 1927 kennengelernt. Sie Protestantin, er Jude. Damals begann die 27 Jahre alte Maria Baumann als Haushälterin bei den Landauers zu arbeiten, wo sie ihm zufolge das „Vermordete aufhellte“. Landauer war 43 Jahre alt, hatte früher als Torwart in der zweiten Mannschaft des FC Bayern gespielt und war schon vor dem Ersten Weltkrieg dessen Präsident gewesen.

Doch darum geht es stets nur am Rande. Im Zentrum stehen die Flucht vor den Nationalsozialisten, das Leben im Exil und vor allem Landauers Liebe zu Maria Baumann. Ihr hat er einiges mitzuteilen. 77 Seiten lang ist sein Lebensbericht, weil zwischen dem Paar „so viel Unausgesprochenes, so viel Ungeklärtes“ ist. Das liegt auch an Maria Klopfer, einer Jüdin, in die sich Landauer vor dem Ersten Weltkrieg verliebt hatte und die ihn rettete. Durch sie gelangte er ins Exil, wo er auf ihre Kosten lebte.

Diese Abhängigkeit war schwer zu ertragen für Landauer, der dem Tod gerade noch entkommen war: „Leider, leider ist man damals zu kurz-sichtig gewesen, leider, leider war man immer der Meinung gewesen, dies oder jenes könne nicht geschehen.“ Vier seiner Geschwister wurden von den Nationalsozialisten ermordet. Landauer, der 1938 selbst nach Dachau deportiert, als ehemaliger Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs aber wieder freigelassen wurde, war im Exil über die Gräueltaten informiert. Er hätte sich, so deutet er mehrmals an, lieber umgebracht, als noch einmal in ein Konzentrationslager zu gehen. Am Leben erhielt ihn in Genf nicht der Fußball, dem er verbunden blieb, sondern vor allem die Briefe seiner Geliebten.

Der FC Bayern hat Landauer viel zu verdanken. Der Münchner organisierte Testspiele gegen ausländische Vereine, trat ein für Unfallversicherungen, Massageräume und Gehälter für die Spieler. Er modernisierte und professionalisierte den Klub, wurde nach dem Krieg abermals Präsident und nahm ehemalige Nationalsozialisten wieder als Mitglieder auf. Doch der Fußball war nicht die treibende Kraft für seine Rückkehr, wie er seiner Geliebten schreibt: „Der Bayern wegen komme ich ja nicht, da ist schon ein ganz anderer Anziehungspunkt!“ DAVID LINDENFELD



J. Fleckenstein und R. Salamander (Hrsg.): „Kurt Landauer“. Der Präsident des FC Bayern. Lebensbericht und Briefwechsel mit Maria Baumann. Insel Verlag, Berlin 2021. 379 S., geb., 28,- €.